Zu unserer sprachlichen Situation

Autor(en): **Renner, Felix**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **56 (2000)**

Heft 1

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421769

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Zu unserer sprachlichen Situation

Von Felix Renner

(Felix Renner war 1976 bis zu seiner Pensionierung 1999 als Jurist in der Staatskanzlei des Kantons Zug tätig und von 1980 an zudem Protokollführer [Ratsschreiber] des Zuger Kantonsrats. Er hat auch drei Aphorismenbände veröffentlicht. Der folgende Text entspricht auszugsweise seiner Abschiedsrede vor dem Zuger kantonalen Parlament am 28. Oktober 1999.)

Ihre Komplimente zur sprachlichen Fassung der Protokolle haben in mir nicht nur narzisstische, sondern auch zwiespältige Gefühle ausgelöst. Je überschwänglicher, je preiser ein Ratsschreiber gelobt wird, desto durcher fallen ja die Deutschlehrer der von ihm betreuten Parlamentarierinnen und Parlamentarier.

Fürchten Sie aber nicht, dass ich mich jetzt als sprachliche Autorität in Positur werfe und Ihnen die krummen Sätze um die Ohren haue, die ich jeweils gerade zu biegen hatte! Erstens hatte und habe ich als Linksliberaler mit Autoritäten sämtlicher Kaliber stets grösste Mühe. Zweitens war ich Ihnen gegenüber stets im Vorteil, konnte ich doch Ihre zum Teil spontanen Voten in gewisser Gelassenheit nachbessern oder wieder aufbereiten. Ausserdem sass und sitze ich in sprachlicher Hinsicht selber im Glashaus und gebe deshalb gerne zu, dass ich kein einziges Protokoll verfasst habe, ohne dabei zwei bis drei Wörterbücher zu konsultieren – den Rechtschreib-, den Stil- und mitunter auch den Grammatikduden.

Trotzdem: Es hätte nicht sein müssen, dass ein beträchtlicher Teil meines Aufwands aus reiner Spracharbeit bestand! «Zu wissen ist», wie Willy Bernet, der ehemalige Präsident der Spitalkommission, jeweils sagte, «zu wissen ist», dass wir Deutschschweizer – mit kaum ins Gewicht fallenden Unterschieden – uns in der gleichen Situation der Diglossie befinden wie die Bewohner anderer deutschsprachiger Gebiete, das heisst, wir pendeln hin und her zwischen unserer Mundart und unserem – geschriebenen und gesprochenen – Hochdeutsch. Statt nun aber vor allem unser Schweizer Hochdeutsch – besonders auch das stark gefährdete *gesprochene* Schweizer Hochdeutsch – als unser wichtigstes Kulturgut mit Zähnen und Klauen zu verteidigen, traktieren wir es vielfach etwa so wie ein tierquälerisch veranlagter Fuhrknecht seine Schindmähre.

Ich verzichte darauf, noch mehr eher abstrakte Sprachkritik zu «generieren» (um ein vom Präsidenten der Staatswirtschaftskommission neuerdings gern verwendetes Wort zu gebrauchen). Zur Veranschaulichung des Gemeinten mag ein einziges Beispiel genügen: Im September 1999 hat ein Zuger Lokalblatt einen damaligen Nationalratskandidaten porträtiert. Grosslettrige Überschrift: «Denen in Bern das Fürchten zu lernen.» – Keineswegs aus politischen, sondern bloss aus grammatischen Gründen hätte ich es dem entsprechenden Kandidaten gegönnt, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, «*die* in Bern das Fürchten zu *lehren*» – denn so würde der Satz korrekt lauten.

Der eine und die andere unter Ihnen werden sich vielleicht fragen: «Was will der angehende Pensionär da vorn eigentlich mit seinem oberlehrerhaften Sprachmoralismus?» Die Frage ist berechtigt. Ich räume ohne weiteres ein: Wenn es so weit kommen sollte, dass wir nur noch mit dem Zweihänder, das heisst mit emotions- und affektgeladenen Phrasen, aufeinander eindreschen, dann degeneriert das Streben nach grammatischer und stilistischer Sprachqualität oder gar nach rhetorischer Brillanz zum lächerlichen Luxus. Es sind freilich damit dann auch ganz andere Dinge in Frage gestellt als blosse sprachliche Korrektheit, nämlich die ethischen Grundlagen unserer Kommunikation, unserer Demokratie und unseres Zusammenlebens ganz allgemein.